Die Schatten.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(3. Fortsetzung.)

Der Graf richtete sich hoch auf.

„So ist es gekommen, Hans," sagte er. „Meine Rechnung mit Friedrich v. Thernstein war seit jenem Momente beglichen. Meine Schuld an die Baronin will ich heute bezahlen!...."

Drittes Kapitel.

Es war ein langes Schweigen unter den beiden Männern, nachdem der Graf seine Erzählung beendet.

„Haben Sie die Baronin wiedergesehen?" fragte Hans endlich.

„Niemals!" erwiderte der Graf. „Dem Begräbniß Friedrichs, welches drei Tage später, obwohl er als Selbstmörder galt, mit allem kirchlichen Pomp erfolgte, blieb ich natürlich unter dem Vorwand plötzlicher Erkrankung fern. Unmittelbar darauf reiste Agnes von Pernhofen ab und übersiedelte nach einem böhmischen Gute der Familie. Ueber die Gründe, welche den jungen, anscheinend so glücklichen Mann in den Tod getrieben, gab es viel Gerede; auch das Gerücht von seiner heimlichen Ehe mit der Prinzessin tauchte wieder auf; den richtigen Sachverhalt ahnte Niemand. Die Baronin schwieg; es wäre moralischer Selbstmord gewesen, wenn sie geredet hätte; gleichwohl fühlte ich mich nicht sicher; ihr Haß war ja unberechenbar, und ich empfand ihn immer wie eine Wetterwolke über meinem Haupte. Doch war dies nicht der einzige Grund, der mich nach einigen Monaten forttrieb; Du kennst mein Zerwürfniß mit meinem Bruder, die heftigen Szenen mit meinem Vorgesetzten, dem Major. Ich quittirte den Dienst, ich war es müde, ein Friedenssoldat zu sein, und wandte mich darum nach Spanien; dort gab es ja immer gegen die Carlisten oder Andere blutige Arbeit."

„Die Baronin ist lange todt?"

„Ja, es mögen an die neun Jahre her sein, als ich eines Tages in Madrid zufällig die Kunde ihres Todes in den Zeitungen las. Die Notiz ging durch alle Blätter der Welt, weil sie in ihrem Testamente der Armen und Elenden mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit gedacht hatte. Es wurde mir kurios zu Muthe, als ich die Zeilen las—ich glaube, Hans, so frevelhaft Dir dies klingen mag, ich habe diese Frau in meiner Art wirklich geliebt.... Sie hat ein gutes Andenken hinterlassen, nicht blos um ihres Testamentes willen; sie war auch während ihres Lebens eine Helferin der Armen, eine Mutter ihrer Unterthanen und hat ihren Sohn zu einem trefflichen Mann erzogen. Georg wird von Allen, die ihn kennen gelernt, geschätzt, ja verehrt; ich darf mein geliebtes Mädchen mit Beruhigung in seine Arme legen!"

„Und wird Ihre Hand nicht zittern," fragte Hans, „wenn Sie die Hand dieses Mannes drückt?"

„Nein!" erwiderte der Graf. „Nein! so wenig wie sie gezittert hat bei jenem Brief an seine Mutter, bei jenem Schuß ins Herz seines Vaters. — „Thue, was Dir genehm ist, aber trage die Folgen!" —das ist mein Spruch. Sich selbst behaupten ist die einzige Pflicht, seinen Willen durchsetzen das einzige Glück auf Erden. Ich habe mir das Glück genommen, wo und wie ich konnte, ehrlich, listig oder gewaltsam. Ich habe dabei wenig nach Anderer Glück gefragt und verlange von Niemand, daß er für das meine Rücksicht habe. Aber wer eine That wagt, beklage sich nicht über das, was ihr folgt, weil es folgen muß. Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit, nicht im Himmel, sondern auf Erden. Jede That wirft den Schatten, der ihr entspricht, er kühlt uns das Haupt und macht uns unempfindlich gegen den Sonnenbrand des Lebens, oder er begräbt uns in Nacht, die Nacht der Reue und des Unglücks. Das darf Niemand vergessen, im Uebrigen darf er thun, was ihm beliebt, wie ich es that und thun werde. Ich — ich habe den Muth, auch die Schatten zu ertragen und mit ihnen zu kämpfen. Wem ich Gutes gethan, von dem erwarte ich Gutes, und kommt mir Böses, so zertrete ich ihn. Wem ich Böses gethan, von dem erwarte ich Böses, und kommt es nicht, dann erst drückt's mir auf der Seele, und ich versuche, die Rechnung mit einer Gutthat auszugleichen.... So hab' ich es gehalten, so will ich's halten, so lange ein Athem in mir ist!"

„So war es Herr," sagte Hans bekümmert. „So war es—wer wüßte das besser als ich?! Aber es sollte nicht so bleiben. Ich will nicht fragen, ob es jemals gut war, aber mit grauen Haaren—"

Der Graf blickte ihn so spöttisch an, daß er verstummte.

„Du bist fromm geworden, Hans," sagte er. „Du fürchtest das Höllenfeuer und die glühenden Zangen des Beelzebub. Tröste Dich, alter Bursche! Du warst nur der Stock in meiner Hand, der Stock, auf den ich mich gestützt und mit dem ich geschlagen — es kommt Alles auf meine Rechnung!"

„Drüben hat Jeder seine besondere Rechnung," erwiderte der Diener. „Aber wenn ich zu sprechen wage, so ist es mir nicht um das Jenseits zu thun und nicht um mich, sondern um Sie und — nein, nur um Sie!"

Der Graf trat dicht an ihn heran.

„Du bist mir gut, Hans?"

Der alte Mann blickte schweigend zu Boden; seine Lippen zuckten, aber er erwiderte nichts.

„Du bist mir gut?" wiederholte der Graf dringender.

„Wie — mir — selber!" sagte Hans langsam und halblaut, es war ein seltsamer Klang in seiner Stimme.

Der Graf trat einen Schritt zurück, seine Brauen zogen sich finster zusammen.

„Es will mir nach dem Tone Deiner Stimme scheinen," sagte er, „als ob Du Dich zuweilen—haßtest?!"

„Lassen wir dies, Herr!" rief der Alte und faltete die Hände. „Jedes Menschen Brust ist so tief, daß ihm schwindelt, wenn er hinabsieht! Und welche Dünste zuweilen aus diesem Abgrund emporsteigen und uns den Blick trüben und das Gehirn umdüstern—Herr, Sie sind auch ein Mensch, wie ich,—wir wollen darüber schweigen!.... Menschen, wie wir Beide es sind, wir ringen nicht straflos darnach, uns Alles klar zu machen, was in uns vorgeht, wir gewinnen nichts dabei! Nochmals, ich flehe Sie an, lassen wir dies!"

„Du philosophirst ja!" sagte der Graf spöttisch. „Man hört es Dir an, daß Du eines Küsters Sohn bist und zum Schullehrer ausgebildet wurdest! Warum bist Du es nicht geworden, Du frommes, sanftes Gemüth?!"

„Das ist grausam, Herr. Sie wissen am Besten, warum ich es nicht wurde... Aber ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, ich will nicht von mir sprechen, nur von Ihnen. Ich hätt' es längst wagen sollen, ich wag' es heute....Was Sie von den Schatten sagen, Herr, ist so richtig, als ob es im Evangelium stände; ich fühl's Ihnen nach! Aber daß es uns möglich ist, siegreich mit diesen Schatten zu kämpfen und sie völlig zu überwinden, daß es uns möglich ist, ganz und gar gut zu machen, was wir gefrevelt haben, das glaube ich nicht! Gleichviel! wir müssen es versuchen, und Gott segne Sie in dem schweren Werke, welches Sie heute unternehmen wollen! Aber weil es so schwer ist, Herr, und weil Sie selbst heute am besten fühlen, wie schwer es ist, so beherzigen Sie auch die Lehre, die Ihnen daraus entgegenspricht!"

„Und diese Lehre lautet?—Aber kurz, wenn ich bitten darf—"

„Sie lautet: Verübe keinen neuen Frevel, den Du nie wieder gut machen könntest!"

Graf Dietrich lächelte höhnisch.

„Du enthüllst mir diesen überraschend neuen Gedanken schwerlich ohne bestimmte Beziehung. Was und wen meinst Du?"

„Die Frau Gräfin!" erwiderte Hans mit fester Stimme.

„Schweig!" rief der Graf heftig. „Du faselst, Bursche!"

„Ich fasle nicht, Herr!" erwiderte der Alte und richtete sich auf. „Hören Sie mich! Ich flehe Sie an, Sie müssen mich hören!..... Sie sind durch's Leben gebraust wie ein Sturmwind, Ihrem Blute unterthan und jeglicher Laune! Und wie der Sturmwind hier eine Hütte zerschmettert, dort verpestete Luft reinigt, so haben Sie Schlimmes gethan und Gutes, in gleicher Heftigkeit, mit gleichem Drang. Sie sind durch's Leben gegangen, als wär's eine Jagd in der Sierra—jeder Schritt bringt Beute oder Todesgefahr; was er ihm bringt, kann der Jäger nicht auf zehn Athemzüge vorausberechnen. Gut! Das war Ihre Wahl, Ihr Glück und Ihre Qual, und ich hab's mit angesehen und mitgethan! Ich habe nie gefragt, ob es vernünftig ist, ich habe selten gefragt, ob es gut ist, und wenn mein Herz mir zuschrie: „Es ist schlecht, Mann, Du vernichtest Dein zeitliches und ewiges Heil!" dann habe ich dieses Herz zum Schweigen gebracht und bin Ihnen gefolgt, gezerrt und gezogen von jener Kette, durch welche Sie mich an sich gefesselt, jener unzerreißbaren Kette, welche gleich Ihrem eigenen Wesen aus Gutem und Bösem so dicht und unlöslich gewoben ist, daß nur Gottes Aug' die lichten und die dunklen Fäden unterscheiden könnte.... Ich bin Ihnen gefolgt, ich war, wie Sie heute sagten, der Stock in Ihrer Hand, und wenn der Stock schlagen mußte, so hat er gehorcht und Sie niemals mit Klagen gequält, wie ihm dabei zu Muthe gewesen...... Aber das Eine können meine alten Augen nicht mitansehen, wie viel Gräßliches sie auch geschaut haben, daß derselbe Mann, der einst in voller Kraft die wilde Bestie gejagt hat, nun, alt und schwach geworden, ein armes, sanftes Reh quält, das er in seine Gewalt bekommen hat."

Der Graf war bleich geworden, sein Antlitz war verzerrt, er zitterte vor Wuth.

„Hund, was wagst Du?" knirschte er.

„Nicht so, Herr!" rief Hans. „Auch ich bin ein Mensch! Es könnte Sie reuen!—Aber nein! ich drohe nicht! Beschimpfen Sie mich, zertreten Sie mich, aber erhören Sie, um was ich flehe!"

Er sank auf die Kniee und streckte dem Zürnenden die gefalteten Hände entgegen.

„Bei der Erinnerung an Ihre Mutter," rief er in höchster Erregung, „bei der Erinnerung an jede gute Stunde Ihres Lebens — bei der Erinnerung an jede böse Stunde, welche Sie gern mit Ihrem Herzblut tilgen möchten und doch nicht mehr ungeschehen machen können— schonen Sie den guten Engel des Hauses, quälen Sie die arme Gräfin nicht mehr!"

Der Graf vermochte nicht mehr an sich zu halten. Sinnlos vor Wuth, die geballte Faust erhoben, stürzte er auf den Knieenden zu.

Da flog, wie von unsichtbarer Hand geschleudert, ein mächtiger Rosenstrauß zu seinen Füßen nieder, und helles Mädchenlachen klang ihm ins Ohr.

Hans erhob sich hastig. Der Graf wich zurück.

„Helene!" murmelte er und wandte sich gegen das Fenster neben dem Schreibtisch.

Es war leer, aber im nächsten Augenblicke tauchten Haupt und Arme der Comtesse wieder im Fensterrahmen auf. Das junge Mädchen war hinreißend schön, wie es sich so allmälig emporhob; die braunen Augen blitzten von Schelmerei und Lebenslust.

„Guten Morgen, Onkel!" rief sie lachend. „Verzeih', daß ich Euch gestört habe! Aber wer hätte auch denken können, daß Ihr Beide so zärtlich mit einander steht?! Hans hat Dir ja seine Glückwünsche knieend dargebracht!"

„Komm herab!" rief draußen vor dem Fenster eine dünne, ängstliche, scharfe Frauenstimme. „Dietrich, verbiete es ihr! Heilloses Kind! Das Gesimse ist hoch!"

Es war die Stiftsdame, des Grafen Schwester.

„Es ist ja gar nicht gefährlich, Tante!" lachte Helene. „Ei, seht nur, wie Hans verlegen abzieht, weil ich Euch im Tête-à-Tête überraschte."

Der alte Diener verließ eben schwer athmend, mit gesenktem Haupte das Zimmer.

„Und Du, Onkel," fuhr sie fort, „stehst auch noch starr, wie Madame Lot!"

Der Graf suchte sich zu fassen.

„Ein Besuch durch's Fenster," sagte er mit mühsamem Lächeln, „daran bin ich selbst bei Dir nicht gewöhnt, Kind!"

„Komm doch herab!" ließ sich abermals die Stimme der Stiftsdame vernehmen. „Diese wilde Hummel wird noch mein Tod sein! Komm — wir müssen ja zuerst zur Gräfin Tante — sie ist krank!"

„Wilde Hummel!" rief Helene und schüttelte übermüthig die braunen Locken. „Hast Du's gehört, Onkel, wie man ein gesittetes Mädchen in vorgerückten Jahren zu nennen wagt? Also erst zu Tante Sophie — aber dann gleich zu Dir!"

Sie warf ihm eine Kußhand zu. „Ich habe Dir auch was Schönes mitgebracht!"

Und sie verschwand wieder....

Die Züge des Grafen, die bisher mit aller Selbstbeherrschung den Ausdruck heiterer Ruhe festgehalten, verzerrten sich wieder in wildem Grimm.

„Alt und schwach geworden," knirschte er. „Ich fühl's! Der stumme Stock in meiner Hand wagt's ja plötzlich, sich wider mich zu empören. Aber Thor, wenn Du ahntest, zu welcher Unzeit Du Deine freche Fürbitte eingelegt hast. Das ist kein sanftes Reh, sondern eine Schlange, eine tückische, heuchlerische Schlange. Und hier," — er zog aus der Brusttasche ein rothes Büchlein hervor — „hier hat sie ihr Gift abgelagert!"

Er warf sich in den Lehnstuhl vor dem Schreibtisch und begann in dem Büchlein zu blättern.

„Du gestehst zu viel, Weib," murmelte er, „zu viel für meine Qual und Dein Verderben, und doch weniger, als für Dein eigenes Heil wünschenswerth wäre. Ich weiß nun, daß Dein Jawort vor dem Altar eine Lüge gewesen ist, und, was noch viel schlimmer, daß Du mich schmählich betrogen hast in jener Stunde, wo ich um Dich warb, der Stunde, welche Du selbst die feierlichste Deines Lebens genannt hast! Ich weiß nun, daß Du damals einen Anderen geliebt hast und noch liebst! Aber Du verschweigst seinen Namen, seinen Vornamen sogar, verschweigst ihn in diesen Blättern, welche Du doch nur für Dich selbst geschrieben und vor jedem fremden Auge so ängstlich gehütet hast. Das beweist, wie viel Du zu verbergen hast, — nur das Bewußtsein der Schuld macht so vorsichtig und schlau! Du verschweigst, ob Du ihn wiedergesehen hast, seitdem Du mein Weib geworden bist, Du verschweigst—"

Er sprang empor und stampfte wüthend auf.

„Bei allen Teufeln, ich werd' es erfahren! Und dann — dann will ich auch gegen Dich gerecht sein! Ist's nur eine Untreue des Herzens, dann strafe ich Dich blos durch ein ferneres Leben neben dem „greisen Tyrannen"! Das ist dann Strafe genug, denn wie theuer ich Dir bin, haben mich diese Blätter gelehrt.... Aber wenn Du noch in Beziehung zu ihm stehst, wenn Du meine Ehre in meinem Hause —"

Die Stimme versagte ihm.

„Ruhig Blut!" murmelte er nach einer Pause, „vor Allem gilt's, den Namen zu erkunden."

Wieder begann er in dem Buche zu blättern.

„Ein Dutzend Romanschreiber fänden da genügende Farben, ihren Helden bezaubernd auszumalen, der Mann, der den Beleidiger seiner Ehre darnach erkennen will, findet sich schlecht zurecht. Er ist schön, wie Apoll, muthig, wie Achill, einmal so weise, wie Sokrates und zweimal so großherzig, wie Christus!"....

Er lachte höhnisch auf: „Sapienti sat! — es ist, um wahnsinnig zu werden!"

„Ruhig Blut!" mahnte er sich dann wieder selbst. „Sammeln wir das Wenige, was sich an faktischen Anzeichen in diesem überspannten Geschreibsel findet. Vor Allem, er ist Baron. Hier steht es: „Ich jubelte auf, als er der alten Dame in's Wort fiel: „Verzeihen Sie, Baronin, ich bin auf meine siebenzackige Wappenkrone durchaus nicht stolz!" Der edle Mann hat Recht, er brauchte nicht erst des Adels der Geburt u. s. w." Ferner hier: „Er liest viel und ist eigentlich ein rechter Gelehrter. Aber die ritterlichen Künste versäumt er darüber nicht, und es ist ein prächtiger Anblick, wenn er auf seinem Lieblingspferde, der Sphinx, einhergebraust kommt." Das ist eigentlich Alles, wenn ich nicht noch folgende werthvolle Andeutung dazu rechnen will: „Von unseren österreichischen Dichtern, sagte er mir wiederholt, ist ihm Lenau der liebste, nächst diesem Anastasius Grün; mit dem Letzteren theilt er auch die Passion für Rosen!...." Also ein Baron, dessen Pferd Sphinx heißt, der gern Lenau liest und eine Vorliebe für Rosen hat — — ist das nicht höchst werthvoll?!"

Da öffnete sich die Thüre, es war Helene. Er hatte nur eben Zeit, das Büchlein in die Schreibtischlade zu werfen und dieselbe wieder zu verschließen.

„Was war das für ein Büchlein, Onkel Dietrich?" fragte die Comtesse, aber sie wartete die Antwort nicht ab, sondern bückte sich rasch nach ihrem Strauß, der noch immer auf der Erde lag, und ließ sich dann, drolligen Ernst in den Zügen, neben dem Tische auf das Knie nieder.

„Aber Helene —" rief der Graf und trat auf sie zu.

Das Lächeln, welches seine Züge erhellte, war diesmal kein erzwungenes. Es war ein Anblick, der den tiefsten Gram erheitern, den schlimmsten Groll verscheuchen konnte. Das junge Mädchen war keine vollendete Schönheit, dazu waren ihre Züge nicht regelmäßig genug, aber die sonnige Heiterkeit, die aus diesem Antlitz sprach, die Anmuth der Bewegung und, was seltener und werthvoller ist, der Zauber jener echten Liebenswürdigkeit, welche man vielleicht am besten die Anmuth der Seele nennen könnte, machte sie Jedem erfreulich und erquicklich.

„Laß nur, Onkel Dietrich!" sagte sie und rückte eine gestickte Jagdtasche zurecht, welche sie sich um die Achsel gehängt, „ich will an zärtlicher Ehrfurcht nicht hinter Hans zurückstehen und biete Dir daher in dieser Position erstens diese Rosen, welche Du, ungalantester aller Onkel, hast liegen lassen, wohin sie gefallen, zweitens diese Jagdtasche, drittens meine Glückwünsche und viertens mein Herz!"

Er zog sie lachend empor.

„Du kleine Heuchlerin!" sagte er neckend und strich ihr das Haar aus der Stirne. „An die ersten drei Geschenke will ich glauben — aber das vierte?"

„Wie?" rief sie und hob den Arm gegen ihn und deklamirte pathetisch:

„Wie, Graf, Ihr zweifelt gar an meiner Liebe
Und kränkt durch Argwohn dieses treue Herz?"

„Da sei Gott vor!" lachte er. „An Deiner Liebe zweifle ich nicht," — und wohl mir, daß ich wenigstens daran nicht zu zweifeln brauche, fügte er in Gedanken hinzu. „Aber Dein Herz — gehört es wirklich mir allein?"

Sie erröthete, daß ihr die dunkle Gluth bis über die Schläfen emporschlug.

„Ich — ich verstehe nicht!" stammelte sie.

„Es ist allerdings eine höchst schwierige Frage!" lachte er. „Ich will Dir die Antwort nach Kräften erleichtern. Nicht wahr, Helene, ich bin der einzige alte Herr, den Du liebst?"

„Gewiß," erwiderte sie rasch.

„Und wer ist der junge?"

Wieder flammte die Röthe verrätherisch empor, aber nun hatte sie sich gefaßt. Die Augen blitzten schelmisch, und sie hob warnend den Finger empor.

„Onkel Dietrich!" sagte sie, „heute sieht man es einmal recht deutlich, daß Tante Clarisse Dich nicht erzogen hat! Du stellst nämlich lauter vorwitzige Fragen — und weißt Du, wie sie ein solches Benehmen nennt? Nun, ich will es Dir gnädig ersparen, es ist zu schrecklich. Wer aber auf solche Fragen nun gar noch Antwort gibt — — erkundige Dich doch bei ihr selbst, wie höchst strafwürdig dies wäre.... Sie kommt ja gleich her," fügte sie hastig hinzu. „Jetzt ist sie noch drüben bei Tante Sophie. Der geht's schon besser, sie hat sich eben ankleiden lassen und wollte zu Dir, aber wir haben ihr dringend abgerathen, weil sie noch fiebert. Wo ist der Teppich, den sie Dir bescheert hat?"

Sie beugte sich über die Stickerei.

„Ach! sieh nur, wie reizend!"

„Recht hübsch! Aber —" er faßte ihre Hand — „so entrinnst Du mir nicht! Antworte!"

„Und so fängst Du mich nicht!" rief sie und machte sich frei.

„Sollten Sie es nicht wissen, Herr Graf, so will ich es Ihnen aus dem Schatze meiner gelehrten Bildung mittheilen: die Inquisition ist seit dem westfälischen Frieden, anno Domini 1648, in Oesterreich gesetzlich aufgehoben!"

„Und wenn ich den Namen schon ohnehin wüßte?" fragte er.

„Was sie ohnehin schon wußten, haben die Inquisitoren nicht einmal in Spanien von ihren Opfern erfahren wollen! Und in Spanien, Onkel — da war's am schlimmsten!"

„Nun denn — der Baron Georg von Thernstein?"

„Ach!"

Sie flog in seine Arme und barg das Antlitz an seiner Brust.

„Beruhige Dich, Kind!" sagte er zärtlich und streichelte ihr die glühenden Wangen. „Ich will Dich ja nicht aus Neugierde quälen, sondern zu Deinem eigenen Besten mit Dir ruhig und vernünftig über den Baron reden!"

Sie schüttelte das Haupt und begann heftig zu weinen.

„Beruhige Dich!" bat er wieder. „Ist Dir das so furchtbar, Deinen alten Onkel mit in's Vertrauen zu ziehen?! Meiner Schwester hast Du es freiwillig erzählt!"

„Freiwillig!" rief sie, wie im Tone höchster Entrüstung, aber unter dem Thränenschleier zuckte wieder der Schelm auf. „Weißt Du, was die Parole war? „Das Leben oder den Namen!" Und da nannte ich ihn...."

„Nun, nun, Daumschrauben und Fußzangen wird doch Clarisse nicht angewendet haben!"

„Ja wohl!" rief sie. „Daumschrauben, Fußzangen, glühende Ringe und endlich das Rad — natürlich Alles bildlich genommen, in's Moralische übertragen, oder eigentlich in's Unmoralische! Ach! Onkel, es war schrecklich! Du weißt, Tante Clarisse glaubt an die Seelenwanderung, und ist sie mit mir von meinem Herzen spricht, glaube ich es auch. Sie ist einmal der Großinquisitor gewesen, Don Torquemada, — es ist gar nicht anders möglich!"

„Den Ton lasse ich mir gefallen," sagte er und führte sie zur Causeuse. „Und nun — setze Dich und beichte vernünftig!"

„Das wird kaum möglich sein, Onkel!" sagte sie.

Das Herz schlug ihr fast hörbar, aber sie suchte sich zu bezwingen und tapferer zu erscheinen, als sie war. „Wenn Du wirklich nur Vernünftiges hören willst, davon ist leider verzweifelt wenig zu berichten!"

„Nun, ein Schelm giebt mehr, als er hat. Erzähle nur auch die Thorheiten!"

„Also!.... Ich traf den Baron während des letzten Faschings in Wien zweimal auf Hausbällen und zweimal bei den Reunions im „Adeligen Casino", und er unterhielt sich immer mit mir dummem Ding — fast nur mit mir — warum? weiß ich wirklich nicht! Er hat aber gar nicht viel verliebt gethan, Onkel, nicht ein Bischen! Er ist nicht einmal galant, was man so zu nennen pflegt! Freilich ist er ja kein junger Springinsfeld mehr, sondern ein Mann — ein ernster Mann. Und wenn ein solcher mit einem Mädchen jedesmal fast den ganzen Abend spricht, so oft es eben der Zufall ermöglicht und der sogenannte Anstand erlaubt, siehst Du, Onkel, dann muß er eben auch seine Gründe dazu haben! Und dies," fügte sie mit einem leisen Seufzer hinzu, „dies ist auch mein einziger Trost bei der ganzen Historie! Denn was seine Reden betrifft, so hätten sie nicht anders sein müssen, auch wenn ich knapp vor meinem fünfzigjährigen Jubiläum stünde...."

„Und dies ist Alles?"

„Alles!"

„Aber die Hauptsache fehlt ja noch. Wie hat er Dir gefallen?"

Sie beugte das Köpfchen. „Recht — recht — gut!" stammelte sie.

„Nur recht gut?"

„Ach, Onkel!".... Die Augen begannen sich wieder mit Thränen zu füllen.

„Ich muß es wissen, Helene. Aber ich will Dir die Antwort leicht machen. Du liebst den Baron?"

„Von ganzem Herzen!"

„Nach viermaliger Unterredung?"

„Aber es waren zwei Cotillons darunter, Onkel, zwei! Ich weiß nicht, ob Du begreifst, was das heißen will! Und bei mir — Du weißt, sie haben mich in der Pension immer das „Marmorherz" genannt, und ich war stolz auf diesen Titel — bei mir hätte schon —"

Sie stockte.

„Einer genügt?" half er ein. „Ei, ei! ist er denn so schön?"

„Ich weiß es nicht!" erwiderte sie leise und zögernd. „Ich weiß nur, daß mir noch Niemand so gut gefallen hat. Was man so gewöhnlich einen „schönen Mann" nennt, das ist er Gottlob nicht — das wäre ja auch entsetzlich, Onkel! Aber er macht seinem Namen Ehre, er ist ein rechter Ritter Georg — so männlich, so ritterlich, so muthig und mild!"

Der Graf lächelte gutmüthig.

„Diesen Eindruck hat er Dir wohl durch seine schönen Reden gemacht?"

„Da irrst Du," wehrte sie ab. „Schöne Reden hält er nicht. Aber er weiß behaglich zu plaudern und prächtig zu erzählen."

„Worüber sprach er denn?"

„Nun, wir erzählten einander, was wir erfahren und erlebt haben. Er ist ja erst im vorigen Herbste nach Wien zurückgekehrt, nachdem er fünf Jahre unterwegs gewesen, in England, in Frankreich, in Amerika; er hat eine Reise um die Welt gemacht. Und ich, ich erzählte ihm dafür von meinem Leben in der Pension und dann in Wolfenegg und dann von Dir und Tante Sophie!"

„Das wird ihn vielleicht nicht sonderlich interessirt haben!"

„Oh doch!" rief sie. „Er hat immer sehr aufmerksam zugehört und kein einziges Mal gegähnt. Im Gegentheil, ich mußte immer neue Fragen beantworten, und besonders von Tante Sophie konnte er nie genug hören."

„Wie?" fragte der Graf befremdet.

„Nun, das ist so natürlich! Er hat sie ja als Kind, als Mädchen gekannt und jahrelang das Haus ihres Vaters besucht. Wußtest Du das nicht, Onkel Dietrich?"

„Nein! — — — Also erkundigte er sich nach ihr?"

„Ja, sehr eifrig."

„Wonach denn besonders?"

„Nun, was man so eben fragt, wenn man eine Bekannte lange Jahre nicht gesehen! Wie sie aussieht, ob sie guter Laune ist, wie sie den Tag verbringt, ob Ihr recht gesellig lebt. Aber das kann Dich ja nicht interessiren—"

„Das—kann mich nicht interessiren!" wiederholte der Graf langsam, wie in tiefen Gedanken.

Dann aber fragte er:

„Es machte Dir den Eindruck, als ob er sie genauer gekannt hätte? Ich will es wissen, weil es ja werthvoll sein kann, von meiner Frau eine unparteiische und erschöpfende Auskunft über ihn zu erhalten. Deinem eigenen Urtheil ist doch vielleicht nicht so unbedingt zu trauen."

„Frage nur die Tante!" rief sie. „Gewiß, sie kennt ihn ganz genau und wird sicherlich nur das Beste von ihm sagen können, wie er ja auch von ihr nur das Edelste zu berichten wußte. Du weißt, wie sehr ich an ihr hänge — da haben wir ordentlich um die Wette geschwärmt. Er muß ein sehr gutes Gedächtniß haben, denn er wußte noch tausend Kleinigkeiten von ihr zu erzählen: daß Blau ihre Lieblingsfarbe ist, daß sie Lieder von Schubert gern singt — und dergleichen mehr!"

„So, so!.... Da wußte er sich wohl auch auf ihre Lieblingsblume zu besinnen?"

„Gewiß! „Schwärmt sie noch für Genzianen?" fragte er, und ich konnte es bestätigen."

„Hat er Dir nicht auch seine Lieblingsblumen genannt?"

„O ja — das sind Rosen!"

Der General zuckte empor und starrte sie fast entsetzt an.

„Rosen — sagst Du?"

„Ja — was erschreckt Dich d'ran?"

„Nichts, Kind," sagte er hastig. „Nichts — meine Gedanken waren ganz anderswo."

Er richtete sich auf.

„Es ist unmöglich," dachte er, „es ist ein Zufall! So höllisch kann die Hölle selbst nicht spielen!"

Dann fragte er wieder:

„Ihr spracht wohl auch über Literatur?"

„Natürlich — eine ganze Stunde lang!"

„Und wie gefällt Dir denn sein Geschmack?"

„Vortrefflich! Wir stimmten fast in Allem überein!"

„Da habt Ihr wohl auch denselben Lieblingsdichter?"

„Natürlich!" sagte sie sehr stolz. „Goethe!"

„Und unter unseren Oesterreichern?"

„Lenau!—gleichfalls eine gemeinsame Liebe!"

„Lenau!" — wiederholte er dumpf. „Und doch — es ist unmöglich!"

„Was denn, Onkel? Ist es Lenau nicht werth?"

„O ja—ich dachte nur—ich bin heute so zerstreut ...Du hast wohl auch schon mit meiner Frau über den Baron gesprochen?"

„Nein!" erwiderte sie. „Ich hätte es gar so gern gethan, aber ich traute mich nicht. Ich wußte ja, ich würde doch gleich krebsroth werden und zu stottern beginnen. Da fing ich lieber gar nicht an!"

„Sie weiß also nicht einmal, daß Du ihn in Wien kennen gelernt hast?"

„Nein—wenn es ihr nicht Tante Clarisse gesagt hat! Aber—"

Sie unterbrach sich, denn ein Diener war eingetreten und meldete:

„Herr Johann Baptist von Bräuerle der Aeltere. Herr Johann Baptist von Bräuerle der Jüngere."

„Entsetzlich!" seufzte Helene halblaut. „Die siamesischen Vettern!"

Auch dem Grafen schien der Besuch unangenehm.

„Sind willkommen," sagte er gleichwohl und fügte, nachdem der Lakai gegangen, hinzu:

„Was thun, Kind? Die Jungens sind nun einmal meine nächsten Nachbarn, und ich kann ihre Gratulation heute nicht gut abweisen. Tragen wir's in Geduld!"

Viertes Kapitel.

Die beiden Besucher, deren Anmeldung so unangenehme Empfindungen geweckt, traten ein. Die „siamesischen Vettern" verdienten diesen Namen schon deshalb, weil noch kein sterbliches Auge einen von ihnen allein gesehen, aber auch, weil sie sich im Aeußeren und im Benehmen, in Bewegung und Sprachweise bis zur Unheimlichkeit glichen. Dieselbe lang aufgeschossene, linkische Figur, dasselbe flache Gesicht mit wasserblauen Augen und fahlblondem Haar, dieselbe näselnde Stimme und die Unmöglichkeit, einen Satz jemals zu Ende zu bringen. Wer sie zum ersten Male sah, dem mochten sie sicherlich sehr interessant sein; es wäre ja wunderlich genug gewesen, daß der Natur ein so hübsches und geistreiches Exemplar der Gattung Mensch gelungen, und nun hatte sie obendrein in ihrer wundersamen Kraft gleich dazu noch ein Duplikat zu Stande gebracht.

Uebrigens war dieses Phänomen nicht so ganz ein Verdienst der Natur, auch der menschliche Wille hatte sein Theil daran. Der Großvater dieser beiden liebenswürdigen Jünglinge, Johann Baptist Bräuerle, ein wackerer Schwabe aus der Ulmer Gegend, war in den Tagen der Maria Theresia auf einem Floß als Holzknecht die Donau hinab nach Wien geschwommen. Just kein Genie, war er vielleicht eben darum ein Glückskind; es gelang ihm nicht blos, eine reiche, verwittwete Schiffsmeisterin zu ehelichen, sondern auch kurz darauf zu beerben. Dann führte er eine wohlhabende Bäckerstochter heim, breitete sein Geschäft immer weiter aus, und während des österreichisch-türkischen Krieges, wo er die Lieferung der Schiffbrücken über die Donau übernommen, ward aus dem reichen Manne ein Millionär, der schließlich auch den Adel errang. Seine kleine, runde Frau hatte ihm zwei wohlgenährte Knaben geschenkt, aber er dachte nicht daran, sie für sein Geschäft zu erziehen. Derlei war und ist in Oesterreich nicht Brauch; da gibt es kein Patriziat der Arbeit, der Sohn des geadelten Kaufmanns bestrebt sich, eine Dame aus altadeligem Geschlecht zu heirathen, und schließt mit dieser Anstrengung gewöhnlich seine Thätigkeit ab; der Rest seiner Lebenszeit ist dem löblichen Werke gewidmet, die geringe Herkunft durch noble Passionen vergessen zu machen.

Darnach handelten auch die Söhne des schwäbischen Holzknechts; die beiden Brüder heiratheten zwei Schwestern, ältliche steirische Baronessen, wie man sie gleich ältlich, blond und mager auch heute noch nur in Graz finden kann und sonst nirgendwo auf Erden, kauften zwei Güter in der Nähe von Villach und lebten da der Pferdezucht und ihrem bescheidenen Eheglück.

Die Söhne, die ihnen fast gleichzeitig geboren wurden, erhielten beide in der Taufe den Namen des Großvaters und geriethen beide ihren Müttern nach, auch sie waren blond, mager und sahen schon in der Wiege ältlich aus; ob sie wirklich, wie ein Gerücht wissen wollte, im vierten Lebensjahre zufällig vertauscht worden, ist zweifelhaft; gewiß ist, daß dies auf das fernere Schicksal beider keinen Einfluß hätte üben können. Denn sie erhielten genau dieselbe Erziehung, zeigten dieselbe Vorliebe für Pferdedressur und dieselbe Abneigung gegen alle übrigen Fertigkeiten, Künste und Wissenschaften.

Das einzige Buch, welches sie gemeinsam besaßen—sie wohnten nach dem Tode ihrer Eltern auf demselben Gute — das Brockhaussche Konversations-Lexikon in der ersten Auflage, schlugen sie nur dann auf, wenn sie um einen berühmten Namen für ein Füllen verlegen waren.

Diese gebildeten jungen Leute waren leider in den weitesten Kreisen als Gesellschafter gefürchtet, obwohl ihnen eine reiche komische Kraft zu Gebote stand; natürlich unbewußt und ungewollt, wie jedes echte und ursprüngliche Talent. Das einzige Amüsement, welches sie mit Absicht boten, war die Frage an die Gesellschaft, welcher von ihnen der Aeltere sei; ein Räthsel, so dunkel, daß sich selten ein Oedipus dafür fand; fiel es doch Jedem von ihnen schwer genug, sich selbst nicht für den Anderen zu halten und mit ihm zu verwechseln. Aeußere Mittel der Unterscheidung wendeten sie nicht an; sie erschienen stets in derselben Tracht und zwar mit Vorliebe in einer Art eleganten Stallknechts-Kostüms; es war dies wohl Absicht, sie wollten durch nichts dazu beitragen, den Effekt jener stereotypen Frage abzuschwächen.

Auch für den feierlichen Besuch bei dem Jubilar war ihnen jenes Kostüm passend erschienen. Sie traten zwar hintereinander ein, aber schon die Verbeugung war eine gleichzeitige und ebenso ließen sie unter gleichzeitigem Lächeln in derselben Sekunde ein Knurren der Verlegenheit hören.

Der General trat ihnen entgegen.

„Willkommen meine Herren! Sehr erfreut, Sie zu sehen!"

„Höchst erfreut!" stammelte Bräuerle der Aeltere. „Sechzigster Geburtstag—sehr ehrenvoll!"

„Höchst ehrenvoll!" bestätigte Bräuerle der Jüngere.

„Danke, meine Herren!" Der Graf drückte die dargebotenen Hände. „Wollen Sie nicht näher treten?"

„Sehr gern — aber keine Störung!" erwiderte der Jüngere.

„Keine Störung!" wiederholte der Aeltere und machte der Comtesse seine Verbeugung, er war sichtlich außer Fassung. „Sehr erfreut gnädigstes Fräulein!"

„Ungemein erfreut!" schnarrte der Jüngere; auch er gerieth in wachsende Verlegenheit, vielleicht nur deshalb, um auch darin seinem Cousin zu gleichen. „Meine Glückwünsche—gnädiges Fräulein—zum sechzigsten Geburtstag!"

„Ich nehme dies bewegt entgegen!" erwiderte Helene mit gerührter Stimme. „Ein Glückwunsch einundvierzig Jahre vorher, so aufmerksam ist noch nie ein Mensch gewesen!"

„Johann Baptist meinte—" begann der Aeltere, „gnädiges Fräulein—"

„Laß nur, Johann Baptist—ich meinte, gnädiges Fräulein—"

Und nun standen sie Beide da, von dunkler Röthe übergossen und starr und stumm vor Verlegenheit.

Der General erbarmte sich ihrer.

„Bitte, meine Herren, nehmen Sie Platz, und dann wollen wir behaglich plaudern!"

Aber es dauerte lange, bis endlich Alle saßen; die beiden von Bräuerle auf zwei eng an einander gerückten Stühlen in der Mitte des Zimmers. Und nun, wo ihnen ihre Arme und Beine weniger zu schaffen machten, kehrte auch allmälig ihr Muth zurück.

„Haben uns erlaubt, Herr General!" begann der Aeltere, „zum freudigen Ereigniß gestern Abend zwei Hasen, drei Rehe in die Küche—"

„Selbst geschossen!" ergänzte der Jüngere. „Hans sagte uns neulich: essen gern Wild, General, besonders Bärenfleisch! Aber Bären — hehe! — zahme Jagd hier—"

„Verdammt zahme Jagd!.... Aber Rehe doch auch schmackhaft!"

„Sehr schmackhaft!....Meinen nicht auch, gnädigstes Fräulein?"

„Ja!"

Nach dieser lakonischen Bestätigung der Comtesse war es eine Weile wieder still.

Der General blickte finster sinnend vor sich nieder; die beiden von Bräuerle wußten momentan keinen Gesprächsstoff mehr, und Helene hütete sich wohl, ihnen zu Hilfe zu kommen. Sie lauerte darauf, ob die Edlen nicht auch heute auf ihre einzige Ressource zurückgreifen würden, ihre Aehnlichkeit. Und sie harrte nicht vergebens.

Nachdem eine Minute bangen Schweigens vergangen, stieß der Aeltere den Jüngeren an und der Jüngere den Aelteren. Und darauf platzte dieser los:

„Hehe! Comtesse Helene—wie finden Sie heute—ich meine—welcher von uns der Aeltere?"

„Hehe!—ja!—welcher?"

„Ich habe eben darüber nachgegrübelt," erwiderte sie ernst, fast bekümmert. „Aber —es ist vergeblich!" Sie seufzte tief auf. „Kommen Sie mir doch zu Hilfe, meine Herren!"

„Hehe!—rathen Sie!"

„Ist so amüsant — hehe! rathen Sie!"

„Es wäre vergeblich! Bitte, quälen Sie mich nicht! Sie können sich kaum denken, wie sehr mich diese Aehnlichkeit intriguirt!"

„Also—ich bin der Aeltere—hehe!"

„Ich der Jüngere—auf Ehre!"

„Und ich habe just umgekehrt rathen wollen!" sagte sie ganz verzweifelt. „Ich werde es nie lernen, und das macht mich ordentlich befangen, ich schäme mich meiner Beschränktheit. So oft ich Ihrer gedenke, faßt mich ein Vorgefühl der Dummheit,—welche ich das nächste Mal begehen werde!.... Ließe sich dem nicht abhelfen?"

„Aber—he! he!—wie?"

„Lassen Sie uns gemeinsam darüber nachdenken! Kommt es nicht zuweilen vor, daß sich zwei Füllen zum Verwechseln ähnlich sehen?"

„Kommt vor!" bestätigte der Aeltere.

„Kommt oft vor!" nickte der Jüngere.

„Nun, und wie helfen Sie sich da?"

„Man stutzt dem Einen sein linkes Ohr—"

„Oder sein rechtes!" fiel der Aeltere ein. „Hatten erst vor einigen Wochen solchen Fall in unserem Gestüt. Erzielten aus Lord und Sphinx zwei prächtige Fohlen, tauften sie Shakespeare und Nebukadnezar. Famose Thiere, aber beide kohlrabenschwarz, nicht zu unterscheiden. Da bekam Nebukadnezar sein rechtes Ohr gestutzt!"

„Und dann waren Sie außer Verlegenheit?"

„Freilich! Ungestutzter Shakespeare, gestutzter Nebukadnezar!"

„Nun—und—?" fragte sie noch immer ernst und gemessen.

Die beiden Bräuerle wurden wieder einmal bestürzt und blickten zu Boden. Aber die Comtesse hatte gleichfalls die Farbe gewechselt; sie fühlte, daß sie in ihrem Uebermuth zu weit gegangen, und suchte über den bedenklichen Vorschlag rasch hinwegzukommen.

„Sagen Sie doch, meine Herren," begann sie wieder, „wie kommen Sie nur auf so schöne Namen: Lord, Sphinx, Shakespeare, Nebukadnezar! Sie plündern ja die Mythologie, die Literaturgeschichte, die Geschichte!"

„Sphinx?" murmelte der General.

Der Klang des Namens war ihm ins Ohr gedrungen und rüttelte ihn aus seinen Sinnen wach. Er lauschte aufmerksam.

„Für ein Pferd — pardon Comtesse," erwiderte der Aeltere, „ist kein Name zu schön!"

„Auch hat ja der Name zuweilen eine Bedeutung," sagte der General. „Lord heißt ja wohl ein englischer Vollbluthengst?"

„Errathen, General! Und nannten deshalb zur Erinnerung Sohn Shakespeare — soll ja ein englischer Dichter gewesen sein!"

„Man sagt so!" bestätigte Helene.

„Aber Sphinx!" fuhr der General fort. „Die Stute kommt doch nicht aus Egypten?"

„Nein, hehe! — aus Pernhofen!" erwiderte der Jüngere. „Ort wird Ihnen bekannt sein? Stammgut der Barone Thernstein?"

„Kauften sie von Baron George," ergänzte der Aeltere. „Vor fünf Jahren, ehe er große Reise antrat!"

Die Hand des Grafen fiel schwer auf den Tisch; er wankte.

Dann raffte er all seine Kraft zusammen, wandte sich dem Fenster zu und suchte sein Antlitz zu bergen.

Niemand bemerkte seine Bewegung; Helene hatte, seit der Name des Barons genannt worden, genug zu thun, um ihr Erröthen zu verbergen.

Dann aber fragte sie mit dem Muthe der Verlegenheit:

„Kennen Sie den Baron Georg?"

„Ja!" erwiderte Bräuerle der Aeltere. „Das heißt—nicht näher! Sonderbarer Mensch!"

„Höchst sonderbar!" bestätigte der Jüngere.

„Liest viel!—politisirt!"

„Entsetzlich!" rief Helene. „Das schickt sich ja für einen Mann gar nicht!"

„Was ist entsetzlich?" klang eine scharfe, dünne Stimme hinter ihr. „Guten Morgen, Dietrich.... Was schickt sich für einen Mann nicht, Helene? ....Guten Morgen, meine Herren.... Was kramst Du wieder für horrende Ansichten aus, Kind?"

Es war Clarisse von Thernstein.

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Blutrache?

Den Prahlereien mit der Vortrefflichkeit der New Yorker Polizei, welche anläßlich der kühnen Londoner Mordthaten laut wurden, und den Versicherungen, daß in der amerikanischen Metropole das Menschenleben weitaus besser geschützt sei, sollte bald genug ein Dämpfer aufgesetzt werden. Wie schon anderweitig gemeldet, wurde eines Abends in New York auf offener Straße direct vor dem Cooper-Institut, bei einer Beleuchtung von 6 bis 8 elektrischen Lichtern, und während sich eine Menge Menschen in der Umgebung befand, der Italiener Antonio Flacconio erdolcht, und es gelang dem Mörder, sich unbemerkt vom Schauplatze seiner Blutthat zu entfernen! Dieser Mord wird jetzt allenthalben besprochen. Obwohl mehrere Verhaftungen nachträglich vorgenommen worden sind, ist es sehr fraglich, ob sich der richtige Mann unter den Verhafteten befindet, oder ob die Einziehung dieser Personen wesentlich zur Erlangung des Mörders beitragen wird. Es ist indeß gewiß, daß Letzterer ein Landsmann des Ermordeten war, und man neigt sich allmälig der Ansicht zu, daß hier ein Fall italienischer Vendetta oder Blutrache vorliege.

Der Ermordete war vor ungefähr 4 Jahren auf Staten Island unter der Anschuldigung verhaftet worden, Carmello Farache am „Silver Lake" in einem Duell getödtet zu haben. (Nahe jenem vielbesuchten kleinen Waldsee hatte auch Edward Reinhardt, der junge Gattinmörder, die Leiche seiner Frau in einem Faß begraben.) Farache war mit einem Degenstock durch das Herz gestoßen, und der Leichnam in ein Dickicht geworfen worden. Damals setzte der Bruder Faraches, ein Photograph in Brooklyn, die Polizei von dem Duell in Kenntniß und bezeichnete den Thäter. Flacconio leugnete nach seiner Verhaftung die That entschieden, und er konnte wirklich von den Zeugen nicht mit Bestimmtheit identificirt werden. Denn sein Aeußeres hatte sich nicht unbeträchtlich verändert; sein Gesicht war entsetzlich aufgedunsen, und wie Faraches Bruder behauptete, hatte Flacconio eine besondere Flüssigkeit angewendet, um diese Anschwellung zu erzeugen. Es blieb nichts übrig, als den Verhafteten schließlich freizulassen. Als die Entlassung erfolgte, gerieth Faraches Bruder in große Aufregung, erhob drohend den Finger auf Flacconio und sagte: „Du hast meinen Bruder umgebracht, ich werde seinen Tod rächen!"

Die Freunde Flacconios riethen ihm, die Gegend zu verlassen, um weiteren „Trubel" zu vermeiden. Wirklich verschwand Flacconio auf ein oder zwei Jahre; zeitweise wohnte er in Chicago, dann aber tauchte er wieder in New York auf. Nun wird Folgendes erzählt:

Flacconio ging vor einiger Zeit in das photographische Atelier des Bruders von Farache und hatte eine sehr erregte Besprechung mit ihm. Er gestand ihm, daß er Carmello getödtet habe, und bat ihn flehentlich um Vergebung. „Ich habe seitdem keinen einzigen glücklichen Tag mehr gehabt," sagte er zu ihm, „und jede Nacht, wohin ich auch ging, verfolgte mich der Geist Carmellos. Ich habe schon genug für meine That gelitten, und um meiner Frau und meiner Kinder willen bitte ich Dich, die Rachedrohung nicht auszuführen."

Farache sagte ihm zu, ihn nicht weiter zu belästigen, — wenn er New York verlasse. Das versprach Flacconio und entfernte sich dann. Wie es aber scheint, hat er dieses Versprechen nicht halten können, wenigstens nicht auf die Dauer. Seine Gattin ist übrigens vor einigen Monaten gestorben, und seitdem soll er mit Vorliebe dem Spiel gefröhnt und seinen Beruf — er ist Barbier — ziemlich vernachlässigt haben. Auch an dem Abend des Mordes hatte er unmittelbar zuvor in einem benachbarten italienischen Restaurant mit Landsleuten gespielt und gezecht.

Unter der italienischen Bevölkerung herrscht besonders große Aufregung über die Mordthat. Da alle obigen Umstände den Photographen Farache hoch verdächtig machen, so wird jetzt nach diesem eifrig gefahndet. Die Polizei wird sicherlich nichts unversucht lassen, in diese geheimnißvolle Bluttragödie Licht zu bringen, — denn ihr Renommee steht auf dem Spiel.

Noth und Elend in Dakota.

Die Lage der Farmer in dem unglücklichen County Ramsey, Dakota, wird von Hrn. J. Horpmann aus Minneapolis, auf Grund einer persönlichen Untersuchung der Verhältnisse, folgendermaßen geschildert:

Der thatsächliche Zustand dieser Leute spottet aller Beschreibung. Männer, Frauen und Kinder laufen in Lumpen herum und nennen keinen rothen Cent mehr ihr eigen. Ihre Ernte ist völlig zerstört, ihr Land, ihr Vieh und ihre Farmgeräthe sind zum vollen Werthe verhypothekt, und die Gläubiger drohen mit dem Aeußersten. Siebzig Familien im County sind absolut ohne Nahrung und Brennholz, und wenn nicht unverzüglich etwas für sie geschieht, so sind sie dem Hungertode verfallen!

Ich habe überall die größte Noth gefunden. Winselnde Kinder und Frauen begegneten wir allerorts; die Männer liefen barfuß irgend welchem Verdienste nach — und fanden keinen. An einem Orte war ein Geistlicher ansässig, der vor Kurzem von Europa gekommen war; die Leute sagten ihm, er dürfe nicht bleiben, denn man könne ihn doch nicht erhalten, und er sei dem Verhungern ausgesetzt. Traurig erwiderte er, er habe kein Geld zur Wegreise und müsse daher mit ihnen auf Hilfe harren oder untergehen. Der Mann hat eine Gattin und zwei kleine Kinder bei sich; seine Wohnung bestand nur aus einem einzigen Zimmer ohne Mobiliar, und die Kinder litten schwer von Kälte und Hunger; die einzigen Nahrungsmittel im Hause waren einige trockene Brotkrusten. Das einzige Brennmaterial, welches diese nothleidenden Familien überhaupt besitzen, ist trockener Dünger.

Einen sonderbaren Eindruck machte auf mich eine Gebetsversammlung, die ich besuchte. Selten sah ich eine Gemeinde so inbrünstig um Hilfe beten, wie diese; die zerlumpten Kleider aber, die abgemagerten Gesichter und die verzweifelten Mienen bildeten einen schmerzlichen Contrast zu dem Vertrauen auf sichere Hilfe, welches in ihren Gebeten enthalten war.

Von den 70 Familien in der jüdischen Ansiedelung hatten 60 Alles verloren, was sie besaßen, während die 10 anderen durch den Augustfrost, welcher nicht nur den Weizen, sondern auch alle Vegetabilien — sogar so widerstandsfähige wie die Rüben — vernichtet hat, schwer geschädigt worden sind. Es wird behauptet, der Frost im August sei so stark gewesen, daß sich an niedrigergelegenen Stellen ein Viertelzoll Eis bildete.

Das Schlimmste bei diesen Farmern ist, daß ihr Hab und Gut schon vorher zu seinem vollen Betrage verpfändet war, und daher alle Geldquellen, aus denen sie die Winterauslagen decken könnten, für die Unglücklichen versiegt sind. Man hat lange Zeit den Nordwesten für eine Goldgrube für die Farmer gehalten, es scheint aber, daß er in manchen Theilen eher ein — Grab für sie ist.

— Ein unerhörter Vorgang, ein Gewaltakt gegen einen in Rußland ansässigen deutschen Staatsangehörigen, durch den letzterer an einem Tage um sein ganzes Besitzthum gebracht worden ist, ohne daß die russischen Behörden zur Stelle waren, um ihn zu schützen, wird durch ein russisches Blatt folgendermaßen geschildert: „Der seit 15 Jahren in Rußland ansässige deutsche Reichsangehörige, Kaufmann J. Danziger, hatte auf dem Gute Kraßnoje des Fürsten Schtscherbakow im Gouvernement Woronesch ein Stück Land erworben und auf demselben eine Filiale seines Geschäfts errichtet, um seine Waare ohne Zwischenhändler direkt von den Produzenten zu beziehen, was er auch vor Eröffnung des alljährlich im Flecken Kraßnoje vom 27. bis 29. August a. St. stattfindenden Anismarktes öffentlich bekannt machen ließ. Als Danziger am Mittag des 29. August aus dem Dorfe zurückkehrte, kam ihm in der Nähe seiner Besitzung sein Kontordiener Tjablikow mit der Nachricht entgegen, daß das Haus von einigen Tausenden, wahrscheinlich von den Zwischenhändlern aufgehetzten Bauern belagert werde, deren drohende Geberden das Schlimmste befürchten ließen. Der Priester des Ortes und einige Polizisten waren anscheinend beschäftigt, das Volk zu beschwichtigen. Unter Geheul und Verwünschungen gegen die Deutschen stürmte jedoch das aufgeregte Volk das Haus. Herrn Danziger gelang es, mit Hilfe seines Kontordieners und mit demselben in ein leerstehendes Bauernhaus zu flüchten, und dem Kassendiener Schagurin, sich vor der wüthenden Volksmenge hinter einem Strauch zu verbergen, wo er sechs Stunden zubringen mußte. Nicht so gut kamen aber der Bevollmächtigte des Kaufmanns, ein Herr Richter, russischer Unterthan, und ein anderer Angestellter, Namens Jacobi, ab. Ersterer wurde noch glücklich nach einigen schweren Mißhandlungen in's Haus des Dorfgeistlichen gerettet, Letzterer aber lebensgefährlich und überhaupt in schauerlicher Weise mißhandelt; sein Leben schwebt noch jetzt in Gefahr. Die Gebäude und das Inventarium wurden vollständig demolirt, alles Geld, circa 20,000 Rubel, alle Waarenvorräthe und überhaupt alles Werthvolle geraubt. Seinen direkten Schaden beziffert Herr Danziger auf ca. 60,000 Rubel, doch da er vollständig ruinirt und in der Weiterführung seines Geschäfts behindert ist, so glaubt er seinen Schaden auf mindestens 90,000 Rubel veranschlagen zu können. Am 30. August traf an Ort und Stelle der Untersuchungsrichter ein, der ein Protokoll aufnahm und auch Herrn Danziger zur Sache vernahm, am 31. August sprach Letzterer noch mit dem Landespolizeimeister, der ihn und die Verwundeten aufsuchte, reiste darauf noch an demselben Tage nach Moskau, und seitdem hat man nichts mehr von der Sache vernommen.

— Einem Luftschiffer passirt das nicht oft, daß er in Ausübung seines „hohen" Berufs Briganten in die Hände fällt; leider sollte, wie ein Römischer Correspondent schreibt, dem Luftschiffer Scott, der mit dem Grafen Gobbio von Mailand aus einen kleinen Luft-Bummel unternommen hatte, dieses Malheur begegnen. Als der Ballon, den der Sturm zuerst bis zum Monte Rosa getrieben, in der Gegend von Vercello landete, näherten sich demselben eine Schaar Männer, die unsere Luftschiffer für gutherzige Bauern hielten und aufforderten, die ausgeworfenen Stricke des Ballons zu halten. Dies thaten die guten Leute auch; aber nur um augenblicklich über die beiden Segler der Lüfte herzufallen und sie selbst sammt dem Nachen, dessen Inhalt in Champagner, Eßwaaren, Geld, Waffen 2c. bestand, auszurauben. Als die Bande im Begriff war, den Wehrlosen auch noch die Kleider vom Leibe zu ziehen, kam zum guten Glück eine Gendarmerie-Patrouille herbei, die den Ballon hatte fallen sehen. Die Bande riß aus; die Polizei hat inzwischen unter den Einwohnern der Umgegend mehrere Verhaftungen vorgenommen.

— Ein etwas boshaftes Gesetz verpflichtet in China jeden Arzt, nach Eintritt der Dunkelheit so viele Laternen vor seinem Hause anzuzünden, als er bereits Patienten in ein besseres Jenseits befördert hat. Eines Abends suchte ein Europäer, der sich mit seiner Familie in Geschäftsangelegenheiten in Peking aufhielt, einen Arzt für seine plötzlich erkrankte Frau. Er fand zwar viele, aber bei allen schreckte ihn die große Zahl der Laternen ab, die vor den Häusern der gelehrten Herren Doktoren brannten. Endlich—nach stundenlangem Umherlaufen findet er einen Arzt, vor dessen Wohnung nur drei Laternen eine etwas melancholische Helligkeit verbreiteten. Der glückliche Europäer stürzt in das Haus des trefflichen Mannes und weckt denselben. „Du mußt doch gewiß der beste Arzt in dieser großen Stadt sein!" redet der Europäer den Chinesen unterwegs an. — „Warum glaubst Du das?" — „Weil Du nur drei Laternen vor Deiner Thür brennen hast, während alle Deine Kollegen deren zu Dutzenden haben." — „Ach so, deshalb!" erwiderte gleichmüthig der langbezopfte Sohn des Aeskulap. „Nun, ich habe erst heute Morgen — angefangen zu praktiziren."

— Eine Entführungsgeschichte, die zu blutigen Scenen geführt hat, wird aus Marseille gemeldet, wo ein junges Mädchen, Bertha Michel, von einem Schaffner der Pferdebahn, Leon Marchand, entführt wurde. Der Vater des jungen Mädchens, ein Seifenfabrikant, begegnete derselben eines Tages in Marseille auf einer Promenade, nahm die Tochter wieder zu sich und brachte dieselbe in ein Kloster. Hiermit begnügte sich jedoch der erzürnte Vater nicht, der vor einigen Tagen den Entführer im Depot der Pferdebahn aufsuchte und demselben dort einen gewaltigen Schlag mit seinem Rohrstock beibrachte. Als man den Angreifer verhaftete, um ihn zum Polizeicommissar zu führen, zog er einen Revolver, den er sich am Morgen gekauft hatte, aus seiner Tasche und feuerte damit zwei Schüsse auf den Entführer seiner Tochter, von denen einer den letzteren tödtlich traf.

— Ein nachsichtiger Principal ist der Jahrmarktsbesucher N. In Halle war seine Kassirerin, ein sehr hübsches Mädchen, plötzlich ohne Spur verschwunden, mit ihr die Kasse, circa 400 Mark; man mußte annehmen, daß der Dame ein Unfall zugestoßen sei. Später wurde aber auch ein junger Mann vermißt, man combinirte und fand heraus, daß die Beiden gemeinsam auf Reisen gegangen waren. Als das Geld zur Neige ging, empfand die Kassirerin Reue über die Flucht und richtete an ihren Principal von Berlin aus die briefliche Bitte um Verzeihung. Der Geschäftsmann eilte sofort nach Berlin, suchte das Mädchen auf, verzieh ihr alles Vorgefallene und nahm sie wieder mit sich. Um sich aber gegen ähnliche Vorkommnisse zu sichern, hat er beschlossen, sie — zu heirathen!

— Kasernenhofblüthe. Kerls — auf Stillgestanden müßt Ihr so ruhig stehen, daß der Apollo von Naros und die Medicinische Venus von Belvedere — gegen Euch die reinsten Zappelpuppen sein müssen!

— Seltsamer Beweis. „Ich bleib dabei: Die Frauen lügen doch am meisten. Die meinige zum Beispiel sagt beinah' jeden Abend, daß ich bald heimkomm',—es ist aber immer nicht wahr!„

Heine-Denkmal-Protest.

Lang ist der Faden der deutschen Geduld
Und spinnt sich je fester — je länger,
Zumal wenn's gilt zu tilgen die Schuld
An einem deutschen Sänger!

Doch schließlich brennt es auch uns in der Brust
Und zuckt uns durch die Gebeine — —
So denkt man jetzt an die Begleichung just
Des Konto's „Heinrich Heine".

Schon rüsteten sie in Düsseldorf sich
Ein Standbild ihm zu errichten;
Da fuhr durch die Rechnung plötzlich ein Strich:
„Ein Denkmal—Dem?—mit nichten!"

So tönt es und.... Schweigen ist der Rest;
Nur dies ward allenfalls helle:
Es soll sich handeln um einen Protest
Von ziemlich hoher Stelle.

Von anderer Seite bestritt man das——
Doch uns schien die Sache zu wichtig,
Wir fragten und forschten und fanden daß:
Der „hohe Einspruch" ist richtig;

Erhoben wurde er allzumal
Sogar am erhabensten Orte:
Herab vom Olymp — aus dem Dichtersaal —
Sprach Heine selber die Worte:

„Soll gelten als geist'ger Verdienste Symbol
Ein Monument auf Erden,
Dann mag—unter andern—in Deutschland wohl
Ich standbebildet werden;

„Doch macht mein Denkmal Einigen Schmerz,
Laßt hübsch die Errichtung noch bleiben:
Ich thät mich tief genug in's Herz
Des deutschen Volkes schreiben;

„Mein Nam' ist geätzt in dieses Herz
Durch hundert klingende Lieder
Weit bleibender als in Stein und Erz —
Die schwinden daraus nicht wieder!

„Ich kann erwarten mit ruhigem Sinn
Den Sieg meiner treuen Gemeinde,
Dieweil ich selber unsterblich bin
Und sterblich — meine Feinde!"

— Daß brausender Beifall einem Schauspieler je peinlich gewesen wäre, ist gewiß ein sehr seltener Fall, der Erwähnung verdient. In einer französischen Provinzialstadt sollte, wie das „D. M." erzählt, eine neue Sittenkomödie gegeben werden, die in Paris bereits großen Erfolg gehabt hatte. Plötzlich erkrankt der Träger der Hauptrolle. Der Direktor ist in Verzweiflung und um nicht die verkauften Einlaßkarten zurücknehmen zu müssen, bestimmt er einen anderen Künstler, der jedoch stets das Unglück hat, nicht vor das Publikum treten zu können, ohne ausgezischt zu werden, die Hauptrolle zu übernehmen. Der arme Teufel weigert sich natürlich, den Versuch zu wagen, aber schließlich — war es ja auch ganz gleichgiltig, in welcher Rolle er ausgepfiffen wurde! Kurz und gut, er erklärt sich bereit, für seinen erkrankten Kollegen einzutreten. — Der erste Abend der Vorstellung ist da: Zischen empfängt den mißliebigen Künstler. Indessen um sich selbst nicht den Genuß an dem mit Spannung erwarteten Stück zu verderben, läßt man ihn einstweilen weiter spielen. Und in der That, er spielt gar nicht so schlecht, wie man erwartet haben mochte. Denn bald darauf vernimmt man im Zwischenraum beifälliges Murmeln, etwas später vereinzelte Bravos und endlich als der Vorhang sich nach dem ersten Akte senkt — donnernden Beifall und jubelnden Hervorruf. Jetzt erscheint der Schauspieler kreidebleich und mit verzweifelter Miene auf der Bühne. „Hochverehrungswürdiges Publikum", beginnt er mit zitternder Stimme, „da ich der festen Ueberzeugung war, von Ihnen ausgepfiffen zu werden, glaubte ich, Sie würden mich höchstens den ersten Akt zu Ende spielen lassen. Verzeihung.... es ist der einzige, den ich gelernt habe.... von den anderen — — weiß ich keine Silbe!"

— Ein interessanter Fund. — (Samstag Abends.) — Vater — die alte Sense schneidt gar nix mehr — 's Schleifen wird's a nimmer aushalten — was soll i denn thun dermit?" — Der alte Bauer: Dummer Kerl — schmeiß' weg — des Luder is eh nix mehr werth! (Die Sense wird weggeworfen.) — (Sonntag früh.) — Zwei Alterthümler (Gegend von Walchstadtsee) die Sense findend. — Aha! Sehen Sie, lieber Collega, daß es sich lohnt, daß Sie mir hierher folgten, wo gegen das Ende der Völkerwanderung die Kämpfe der Bajovaren gegen die Allemannen stattfanden! Das hier ist zweifelsohne das berühmte Scramasar, womit Fredegunde die Söhne der Brunhilde ermorden ließ!

— Heiteres. Ein Bürger Dresdens, der sich in der socialdemokratischen Bewegung einen Namen erworben hat, wählte für seine Kinder Taufnamen, die dem deutschen Ohr gar fremd klingen, wie Tecumseh, Wasilowitsch und Semiramis. Ein Freund gab dem Manne den Rath, er möge doch lieber, wenn er volltönende Namen suche, in die römische Geschichte greifen und allgemein bekannte Namen wählen, wie Brutus, Cato oder Catilina. — „Nu, heeren Se, der Vorschlag ist werklich nich ibel," erwiderte der Sachse. „Sowie das nächste Mädel kommt, nenn ich's Catilina."

— Schöner Vergleich. Töchterchen (weinend): Ich werde viel schlechter behandelt als andere Kinder. Mutter? So? Glaubst Du, andere Kinder bekommen nicht Prügel? Töchterchen: Ich habe noch nie gesehen, daß die Katze ihre Kinder geprügelt hat!

— Sonst und jetzt. Die Frauen sind die unvernünftigsten Geschöpfe! Als ich verlobt war, sagte mir meine Braut immer, wenn ich fortgehen wollte: „Bleibe noch ein wenig, es ist ja noch so früh." Und jetzt, wo ich verheirathet bin, lärmt meine Frau immer, daß ich so spät nach Hause komme.

— Gut herausgezogen. Vater (zu dem kleinen Kurt beim Mittagessen): „Aber Kurt, was haben Dir denn die Kartoffeln gethan, daß Du sie nicht auf ißt?" — Der kleine Kurt: „Gar nichts haben sie mir gethan, deßhalb thu' ich ihnen auch nichts!"

— Zum Schulbeginn. Kind (welches zum ersten Male die Schule besucht): „Is's wahr Vater, daß der Lehrer die Kinder beutelt?" — Vater: „Ja, aber nur die schlimmen!" — Kind: „I möcht Di aber do bitten, daß D' mir d' Haar' schneiden laßt."

— Ein guter Schüler. „Außerdem habe ich hören müssen, daß Du das letzte Semester ziemlich oft im Colleg gefehlt haben sollst." — „Ja, siehst Du, lieber Papa, da habe ich nur das Sprichwort befolgt, das ich früher so oft von Dir gehört habe: „Durch Fehlen lernt man."

— Schwer zu machen. „Fräulein Anna, ich thue Alles, was Sie wünschen, es wird mir nichts zu schwer werden."—„Dann bitte, mein Herr.... doch das wird Ihnen nicht gut möglich sein." — „Bitte, reden Sie!" — „Nun, dann reden Sie nicht mehr solch' dummes Zeug."